Heinrich von Treitschke
by
Max Lenz


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



Heinrich von Treitschke

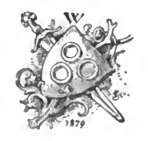
Ansprache

an die Berliner Studentenschaft bei ihrer Trauerfeier

am 17. Mai 1896.

Von

Dr. Max Lenz,
Professor der Geschichte.



Berlin W.
Verlag von Hermann Walther
1896.

Sonderabdruck aus den „Preußischen Jahrbüchern“.

Hochansehnliche Trauerversammlung!
Liebe Commilitonen!

*Wir sind zusammengekommen, um das Gedächtniß eines Mannes zu ehren, der unter den Vorkämpfern unserer Einheit, den Baumeistern unseres Staates allezeit als einer der Ersten gelten wird. Der Name Heinrichs von Treitschke gehört ganz Deutschland an, und die Klage um ihn ertönt in diesen Frühlingstagen, wo immer Deutsche wohnen. Der Haß der Gegner selbst, der den stolzen Mann im Leben so oft umtost hat, an seiner Bahre ist er fast verstummt und hat sich in Huldigung verwandelt. Wir aber stehen an der Spitze der Tausende und Abertausende, die um ihn trauern. Denn uns gehörte er an als der Genosse der Arbeit, als Freund und Lehrer; in unsere Herzen hat er unmittelbar die großen Gedanken gesenkt, die in ihm lebten. Wie mahnen uns diese heut umflorten Fahnen an jene Stunde im vorigen Sommer, da wir das Gedächtniß des Krieges gegen Frankreich feierten, und da er uns mit der Zauberkraft seiner Rede den Schöpfungstag des neuen Reiches noch einmal zurückrief. Das mächtige Haupt mit den leuchtenden Augen, wie er pflegte, zurückgeworfen, ein Bild des Geistes und der Kraft, so stand er zu den Füßen der Germania, um ihn die Lehrer der Universität und Sie, Commilitonen, mit Ihren Bannern und Schlägern. Wie wuchsen sie da vor uns auf, die Helden des Krieges, die hehren Schatten Kaiser Wilhelms und seines herrlichen Sohnes, und ihres Kanzlers eiserne Gestalt, die Paladine und alle die Tapferen, die für des Vaterlandes Ehre und Einheit in Kampf und Tod gegangen sind: wie Glockenjubelklang zog die Erinnerung durch unsere Seelen.

Heute ist dieser tönende Mund verstummt, dies stolze Auge ist gebrochen, und dies Herz voll männlicher Gedanken hat aufgehört zu schlagen. Und mit der Trauer um ihn im Herzen mußten wir das letzte Gedächtnißfest des großen Jahres begehen.

*) Beim Vortrage mußte die Rede, um die gegebene Zeit einzuhalten, etwas gekürzt werden. Die Citate habe ich nicht nachgewiesen, auch aus formalen Gründen nicht durchweg apostrophirt; jeder Leser der Schriften des Entschlafenen wird sie sich leicht und gerne selbstaufsuchen.



In der Fülle der Kraft, auf der Höhe des Schaffens ist Heinrich von Treitschke von uns genommen. Immer tiefer, reicher, abgeklärter erschien er uns, je weiter sein unvergleichliches Werk voranschritt. Wir konnten schon hoffen, daß es bald mit vollem Strom in die Gegenwart ausmünden würde. Unermüdlich war er in der Arbeit. Zu Hunderten umdrängten Sie noch im Winter, bis ihn die Krankheit packte, sein Katheder. An jedem Tage sah man ihn im Archiv bei den Akten; bis in die letzten Stunden fast war er beschäftigt, die Notizen und Excerpte zur Darstellung zurechtzulegen. Schon schieden und ordneten sich in seinem Geiste die Massen des Stoffes und rundeten sich ihm die Vorgänge und Gestalten der deutschen Revolution; und so lange er athmete — denn diese starke Seele konnte vom Hoffen nicht lassen — hat er den Gedanken festgehalten, daß er sein Lebenswerk vollenden werde. Darum ward es ihm so schwer, an den Tod zu denken. Daher die rührende Klage, in die er wohl unter dem Druck der Krankheit einmal Freunden gegenüber ausbrach: Es ist doch nicht möglich, daß mich Gott verlassen kann! Wer soll dann meinen sechsten Band vollenden? Und unsere Antwort lautet: Niemand. Das schönste Werk der deutschen Geschichtsschreibung, ein Denkmal deutscher Prosa, wie wir kein ähnliches besitzen, wird ein Torso bleiben. Denn wo fände sich der Historiker, der eine gleiche künstlerische Kraft mit der gleichen politischen Leidenschaft verbände, der mit dem Stoffe persönlich so verwachsen wäre, wie es Treitschke war! Das ist auch für uns das Schwerste bei diesem Verluste. Wir Andern, wir Methodiker, mögen dahin gehen. Wir stehen in Reih und Glied, und schieben die Bastionen des Wissens vorwärts, langsam und geduldig. Wer fällt, findet leicht seinen Ersatzmann; und wenn ein besonders Starker umsinkt, so treten wohl drei und vier in die Lücke. Treitschke aber war mehr als ein bloßer Gelehrter, ja mehr als bloß ein Künstler: seine Phantasie, seine dichterische Kraft selbst ward erst erweckt und beflügelt durch den belebenden Odem seiner Zeit, die Sehnsucht der Nation nach ihrer Einheit, ihrem Staate, die in ihm persönlich am gewaltigsten entwickelt war. Er hat eine jede seiner Schriften mit seinem Herzblute geschrieben. Er war verwachsen, wie nur je ein Dichter, mit seinem Stoff; aus dem Sturm und Drang der großen Zeit, die er mit heraufführte, ist Alles entstanden, und die Freude am Vaterlande in dem Leser zu erwecken hat er stets als seinen schönsten Lohn betrachtet.

O wenn mein Sohn einst sänge das Lied voll Stolz und Glanz
Von seiner Väter Größe, von unsrer Waffen Tanz;
In Stücke wollt ich brechen die Harfe mein mit Lust,
Die ach! von ferner Größe zu singen nur gewußt.

Dann legt' ich froh zur Erde mein müdes Greisenhaupt,
Zur Wahrheit wäre worden, was ich so treu geglaubt:
Wir landen siegend wieder an Seelands Uferkies,
Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verließ.

In diesen Versen voll jugendlichen Ueberschwangs hat der Zweiundzwanzigjährige schon den Gedanken ausgesprochen, der sein Leben erfüllte. Von ihnen gilt Miltons Wort, das Treitschke selbst einmal anführt: die Jugend zeigt den Mann, gleichwie der Morgen den Tag verkündet. Nur zur Hälfte freilich sind sie wahr geworden. Denn den Sohn, den einzigen, den Gott ihm gab, den begabten, blühenden Knaben riß ihm die tückische Krankheit von der Seite: nie hat er diesen Schlag verwunden. Aber er selbst hat die deutsche Herrlichkeit, die seine junge Muse nur in ferner Vorzeit fand, in neuer Glorie gesehen und ihr volle Kränze des Ruhmes gewunden. Das ist die große Freude seines Lebens, und darum ist er trotz Allem glücklich zu preisen. Er schaute, was er geträumt hatte, was er prophetisch verkündigt und historisch gerechtfertigt, wofür er mit lodernder Leidenschaft gestritten und mit seiner Heimath, seinen Freunden und dem Vater selbst gebrochen hatte. Nun umgab ihn leibhaftig der Glanz deutschen Heldenthums, leuchtender, unvergänglicher noch als alle Großthaten der Vorzeit. Nun sah er, wie einst sein Milton von England geträumt hatte, die eigene Nation einem Riesen gleich sich erheben und die unsterblichen Locken schütteln. Erinnerte er sich jetzt der bitteren Schmach, die er seit dem Tage von Olmütz mit den Besten seines Volkes durch so viele Jahre im Herzen getragen, so war es ihm oft, als ob er träume. Ihm ward zu Muthe, als ob alle Menschen besser und reiner würden, als ob das Kleine und Niedrige abfiele von den Geistern. Nun erst erfuhr er ganz die Naturgewalt der nationalen Idee, stärker als selbst er in den froheſten Träumen gehofft hatte. Er sah vor Augen, wie „der mächtige Strom deutscher Volkskraft, der einst im Mittelalter ausbrechend über die Slawenländer des Nordostens seine breiten Wogen wälzte, jetzt zurückfluthete gen Westen, um sein verschüttetes altes Bette, die schönen Heimathlande deutscher Gesittung, von Neuem zu befruchten." „O Ludwig Uhland", rief er nach den ersten Siegen aus, „und



Ihr Alle, die Ihr einst in öden Tagen den Traum vom großen und freien Deutschland träumtet! Wie viel gewaltiger als Eure Träume sind doch die Zeiten, die wir schauen!"

Vom ersten Tage an stand es ihm fest, daß wir siegen und unseren deutschen Staat vollenden würden. „Fichte," so rief er in der ersten Vorlesung nach der Kriegserklärung seinen Heidelberger Studenten zu, „hat einst seine Zuhörer in den heiligen Kampf mit den Worten entlassen: „Siegen oder Sterben!" Wir aber sprechen: „Siegen um jeden Preis!" „Wir haben," so schreibt er am Tage vor Weißenburg, „unsere Sache der ewigen Gerechtigkeit befohlen und werden nicht wanken in gelassener Zuversicht, wenn auch der erste und der zweite und der dritte Schlag des Krieges vergeblich geführt würden." Und indem er Angesichts des Rheines, vor dem sich der lebendige Wall deutscher Volkskraft thürmt, in feierlicher Stimmung die Hoffnung ausspricht auf die Rückkehr der deutschen Sitte zu dem alten Ernst und der alten Rechtschaffenheit, schwillt ihm das Herz, wie jenem tapferen Dichterjüngling, der einst heimkehrend aus dem eroberten Paris beim Anblick des deutschen Stromes hoch aufjubelnd rief: „Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit!"

Das ist die historische Stellung des großen Todten. Wie Bismarcks Heldenzeit recht eigentlich das Jahrzehnt gewesen ist, in dem er den nationalen Staat gebaut hat, so wird auch Treitschkes Bild mit diesen Jahren verbunden bleiben: dem Reformator des deutschen Staates steht er als sein Hutten zur Seite.

Die Herkunft beider Männer zeigt schon an, wie verschieden ihre Entwickelung sein mußte, bis sie sich am gleichen Ziele trafen. Der märkische Junker, dessen Vorfahren den preußischen Königen im Staat und Krieg gedient hatten, brauchte nur fortzuwachsen in den besten Traditionen seines Hauses und seiner Krone, und sich mit dem Willen zur Macht zu erfüllen, der in dem preußischen Staate lebte — so mußte er unter dem Andrang der nationalen Idee in die deutsche Politik hineinsteuern, so gewiß wie Preußen, was es je für sich gewann, für Deutschland erworben hat. Treitschke aber gehörte einem Staate an, der seit Luther's Tagen den Zielen der Nation widerstrebt hatte, dem Lande der Albertiner, die erst ihrem eigenen und dann ihres Volkes Glauben zum Trotz, seitdem Herzog Moritz ihn verrathen, auf Seiten Habsburgs, ja selbst Roms gestanden und im Dienst undeutscher Gewalten Kurhut und Königskrone erworben hatten. So mußte er sich denn von dem Staate,

in den seine Geburt ihn gestellt und dem die Seinen dienten, erst losreißen, wenn er der Herrlichkeit der deutschen Einheit entgegenstreben wollte. Der Wille Deutschlands zur Nation zu werden mußte sich in ihm zu persönlicher Leidenschaft steigern und nur um so tiefer und feuriger in ihm glühen, je fester sein Herz nun doch an der Heimath und den Seinen hing, je zärtlichere und reinere Bande ihn an den Vater fesselten, von dem er die stolze Männlichkeit und die Kraft des edelsten Willens geerbt hatte. Mehr als einmal hat er in seinen Schriften die traurigen Zerwürfnisse zwischen Vater und Sohn beklagt, „herzergreifend traurig, weil jeder Theil im Rechte ist und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf“ — Worte, in denen jene Kämpfe sich widerspiegeln. Jedoch war in seinem Hause seit Generationen ein Geist lebendig, der ihn wohl fähig machen konnte, die deutsche Idee mit voller Seele zu ergreifen. Entstammte er doch einem jener Exulantengeschlechter, die einst in Böhmen für den Protestantismus fochten und, auf dem Schlachtfelde geschlagen, ihren evangelischen Glauben in unsern freien Norden hinüberretteten; und in einer strengen, jedoch freien Gottesfurcht war er selbst erzogen.

Dann aber umfing doch auch im Elternhause den Knaben jene lebendige deutsch-vaterländische Gesinnung, wie sie sich in diesem Jahrzehnt überall in Deutschland kundgab, und unklar freilich, doch in ursprünglicher Kraft erwachten in ihm, gerade unter dem Einfluß des Vaters, die hehren Gedanken einer freiheitlichen nationalen Entwickelung. Damals hat er wohl die „knabenhafte Ansicht,“ die, wie er selbst bemerkt, in den vierziger Jahren den deutschen Mittelstand beherrschte, als sei die Republik im Grunde doch die beste Staatsform, gegen den königstreuen Vater trotzig verfochten. So traf ihn an der Schwelle des Jünglingsalters die deutsche Revolution, in der jene Sehnsucht der Nation gewaltig ausbrach und, so schien es fast, der Kaisertraum zur Wahrheit werden sollte. Mit wachem Antheil erlebte der Knabe den Anstieg der Bewegung und die erschütternde Enttäuschung; aufs tiefste ergriff ihn das blutige Schauspiel des Dresdner Aufstandes. Schon damals aber gehörte er nicht zu den Kleingläubigen, die vor dem Anblick der fessellosen Leidenschaften zurückwichen und ihren Idealen Valet sagten; den Gedanken der nationalen Einheit, der jenes Sturmjahr in unserer Geschichte ewig groß und ehrwürdig erscheinen lassen wird, ließ er sich nicht

rauben. Als Fünfzehnjähriger hat er ihn bereits in einer Schulrede gefeiert, also daß Herr von Beust, der ihr als Unterrichtsminister beiwohnte, sich noch nach 1866 mit Unbehagen daran erinnert haben soll. Und wie hätte nun der junge Musensohn auf der Universität in Bonn unberührt von diesem Geiste bleiben können, an dem Strom, dessen Ufer ihm auf jedem Schritt von deutscher Herrlichkeit und deutscher Schmach erzählten, in einer studentischen Verbindung, welche die Ideale der Freiheitskämpfe hochhielt, und zu den Füßen der Märtyrer des deutschen Gedankens, Arndts und Dahlmanns, die jüngst erst als die Führer der Nation die deutsche Zukunft unter Preußens Krone verkündigt und erstrebt hatten.

Vor allem Dahlmann darf als der Lehrer Treitschkes gelten. Dieser selbst hat uns den Eindruck geschildert, den der verschlossene strenge Mann auf ihn und seine Commilitonen machte, wenn er vor den dichtbesetzten Bänken in dem großen Saale las, der die Ausschau bietet über die Baumgänge des Hofgartens nach den Gipfeln des Siebengebirges und vor Zeiten widerhallte von dem festlichen Lärm des geistlichen Hofes von Köln: eine straffe Gestalt, die Hand im Busen, die harten ja grimmigen Züge fast bewegungslos, das Gesicht ganz in sich hineingekehrt, bis dann und wann ein leichtes Heben der Hand, ein Blitzen des Auges die innere Erregung bekundete. Niemals, erzählt er, zogen die Burschenschaften rheinaufwärts zum Kommerse, ohne vor Dahlmanns Haus die Fahne zu schwenken und ihm ein Hoch zu bringen, der, argwöhnisch von seiner Regierung beobachtet, nur um so ernster seine Pflicht übte, seine Schüler über den Staat der Gegenwart zu belehren. Dieser Freimuth, der das Gewissen erschütterte, habe auf die Hörer des Alten eine noch tiefere Wirkung ausgeübt als der Reichthum der Gedanken und die Plastik der Schilderung. Aber schärfer noch als der Lehrer, und aus der eigensten Erfahrung heraus begann schon der junge Student zu erkennen, weshalb die Gedanken von 1848, die nationalen Ziele, die er unentwegt im Herzen trug, hatten scheitern müssen: weil die Männer von St. Paul die unendliche Bedeutung der Macht im Staate verkannt hatten. Getragen von der nationalen Bewegung, berauscht durch ihren mühelosen Sieg, vergaßen sie fast, daß die Dynastien noch bestanden, daß in den überrumpelten Kabinetten noch ein eigener Wille, eine historische Tradition fortlebten; die rauhe Wirklichkeit der Dinge war ihnen hinter dem Schein der Macht und des Rechtes der Nation, auf das sie pochten, verschwunden.

Wo aber waren die Bataillone, um das Danewirk und Alsen zu stürmen, dem Neid des Auslandes und der Leidenschaft der Radikalen zu trotzen, wo die Macht, um den wachsenden Konflikt zwischen Preußen und Oesterreich zu Gunsten der nationalen Einheit zu lösen, wo auch nur die Möglichkeit, den preußischen König zur Annahme des deutschen Programms, der Kaiserkrone zu bewegen? Pathetische Reden und tönende Resolutionen, flammende Proteste und Anrufungen an die Majestät des Volkswillens gab es genug, aber nirgends außer in der Entfesselung der Rebellion und der Anarchie eine Spur von Macht. Worte, nichts als Worte, und wohin man vorbrach, der harte Fels, die „schreckliche Wahrheit der brutalen Thatsache.“ Die „Kluft zwischen politischer Stimmung und politischer That“ war aufgerissen, und schaudernd sah der Jüngling in den Abgrund, um so tiefer nur und um so klarer, je heißer sein junges Herz danach lechzte, ihn zu schließen.

Nicht als ob Heinrich von Treitschke das Recht der Nation, sich gegen die Feinde ihrer Einheit zu erheben und sie von ihrem Boden zu fegen, jemals bestritten hätte. Vielmehr stand ihm dieser Satz gerade so fest wie der andere, daß auch der Staat des reformatorischen und, so es noth thue, des durchgreifenden revolutionären Willens bedürfe, solle nicht die Vernunft in ihm allmählich zum Unsinn werden. Sein Dichten und Trachten ruht auf diesem Grunde. Die mattherzige Lehre einer besonderen und transcendenten Legitimität der Kronen, welche die feiggesinnte Reaktion jener Jahre einem verängstigten Geschlechte als die Summe monarchischer Staatsweisheit zu predigen wagte, hat in diesem Monarchisten allezeit den entschlossensten Gegner gefunden. Darum konnte er Milton preisen, der in einem Volke, das einen ungerechten König entsetzt, mehr Göttliches fand denn in einem Könige, der ein unschuldiges Volk unterdrückt. Von hier aus hat er gegen die „Legitimität“ der zusammengeraubten Rheinbundskronen gedonnert und noch im Jahre 1864 die Halbheit der preußischen Unionspolitik verurtheilt, welche die Oberleitung in Deutschland erstrebt, aber die Krone aus der Hand des Plebejers verschmäht habe: sie habe das schlechthin Revolutionäre auf legitimem Wege erreichen wollen. „Wollte der Himmel,“ so ruft er aus, „es lebte bereits in unserem Volke eine so heiße vaterländische Leidenschaft, daß auf die Kunde, die Ehre Deutschlands ist gefährdet, Millionen Fäuste sich ans Messer ballten!“ Und noch nach dem Kriege gegen Oesterreich hat er es beklagt, daß unser Volk nicht mit revolutionärem Entschluß den

Prager Frieden gebrochen habe, wie die Italiener den Frieden von Zürich.

Denn das Höchste, das schlechthin Erste bleibt ihm die Einheit der Nation, der Staat, der ihre Macht verbürgt, als das Fundament, auf dem sich erst der Reichthum des deutschen Wesens, die Welt aller Freiheit und Schönheit voll entfalten kann. Darum bekannte er sich, im Gegensatz zu Dahlmann, zu Macchiavelli, als dem Politiker, der den Staat als den Ausdruck der Macht und nur der Macht erkannt und seiner Nation als Ziel vorgehalten habe. Worte des italienischen Denkers setzte er in deutschen Versen als Motto vor seine Vaterländischen Gedichte:

Doch Keiner sei so hirnlos ganz und gar,
Zu harren, wenn sein Haus den Einsturz droht,
Ob ihn ein Wunder rette vor Gefahr:
Ihn hascht in der Ruinen Sturz der Tod.

Auf diesen Ton ist auch seine Habilitationsschrift, die Studie über die Gesellschaftswissenschaft gestimmt, worin er Roberts von Mohl Versuch, die Lehre von der Gesellschaft aus der Lehre vom Staat auszuscheiden, bekämpft hat. Und in demselben Sinne las er die Klassiker unserer Philosophie. Merkwürdig genug, daß auch auf ihn, wie auf Ranke, neben Hegel besonders Fichte Einfluß geübt hat. Aber während der Großmeister unserer Wissenschaft aus dem System des Idealismus sein universales Weltbild entwickelte, konzentrirte sich für Treitschke die weltferne Lehre des Philosophen ganz auf die unmittelbare Gegenwart, die nationale Idee. Ihr diente Alles, was er schuf und trieb. Wie er es selbst von sich und seiner Zeit ausgesprochen hat: „Jedes Buch, jedes Kunstwerk, das den Adel deutscher Arbeit offenbart, jeder große deutsche Mann, zu dem wir bewundernd aufblicken – Alles, Alles, was den Ruhm deutschen Geistes verkündet, ist heute ein Apostel des Einheitsgedankens, mahnet, die deutsche Einheit, die in der Welt des Denkens besteht, auch im Staate zu schaffen, verschärft den Schmerz, daß bei so großer Tüchtigkeit der Einzelnen unser Volk als Ganzes von den Fremden verspottet wird."

Und nun brauchte er nur den Glauben an den Staat Friedrichs des Großen und Steins zu bewahren. Tausende hatten ihn verloren. Daß er, der Sachse, stärker als jeder Andere ihn festhielt, allen Enttäuschungen der Gegenwart zum Trotz, daß er ihn mit immer neuer Leidenschaft verfocht, durch historische und politische Beweise ihn den Besten seines Volkes, und schließlich den Massen

selbst ins Bewußtsein gebracht und sie mit seiner Leidenschaft erfüllt hat, darin liegt seine Größe.

Nun erst ward er recht eigentlich zum Historiker. Er war dazu so wenig methodisch vorgebildet wie einst Leopold Ranke. Aber während dieser von der Höhe religiöser und philosophischer Ideen auf sein weltgeschichtliches Forschungsgebiet herabgeführt wurde, stand Treitschke von allem Anfang mit beiden Füßen auf dem Boden des Vaterlandes, in dessen Vergangenheit er nach den Männern suchte, die der deutschen Gedankenwelt die Bahnen gewiesen, und den Staat erforschte, dessen historischer Beruf es war, die Nation zur Einheit zu führen.

Inmitten dieser Studien und Kämpfe überraschte ihn und sein Volk die Erhebung der italienischen Nation — ein Ereigniß, von dem er selbst gesagt hat, daß es ihm Mark und Bein erschüttert habe. Hier offenbarte sich ihm ein Volk, dessen phantastische Jugend die Bedeutung der Macht begriff, dessen Parteien ihren Streit über dem höchsten Ziel vergaßen, hier jener unerschütterliche Glaube an die große Zukunft des eigenen Volkes, der, wie er schreibt, auch über die Nüchternen etwas von der Weihe des Sehers ausgießt, und der partikulare Staat, der seine Krone und sein Alles wagte an die Einheit der Nation. Jetzt ward er bald der Führer in dem vollen Chor deutscher Männer, die unter der Wucht jener Vorgänge immer lauter und stürmischer auch für Deutschland forderten, was die Italiener mit einer einzigen heroischen Anstrengung erlangt hatten. Wirr genug war dieser Chor, so voll er war, auch jetzt noch. Es galt in den Konflikten zwischen politischen Doktrinen und politischer Gewalt den Grundton festzuhalten. Und wieder liegt darin Treitschke's Verdienst: der Satz von dem nationalen Staat als der obersten Nothwendigkeit blieb ihm der Leitstern. So konnte er früher als jeder Andere der Liberalen, und zum Entsetzen seiner alten Freunde, die bei aller Schwärmerei für Erbkaiserthum und deutsche Einheit drauf und dran waren einen neuen deutschen Kleinstaat gründen zu helfen, Schleswig-Holstein für Preußen einfordern, weil nur Preußen die Macht, und also den Beruf habe, zwischen den deutschen Meeren die Wacht zu halten und ihre Küsten zu schützen. Und so ward es ihm leichter als den Meisten, neben Graf Bismarck seine Stellung zu nehmen, als der preußische Staatsmann mit der Macht seines Staates auf Böhmens Schlachtfeldern die deutsche Frage löste.

Auch dann noch ist Treitschke nicht immer der Interpret Bismarckischer

Ideen gewesen. Er blieb auch nach 1866 der Unitarier. Das detusche Königthum, für das er stritt, war die Krone der Hohenzollern; die Mediatisirung der kleinen Staaten blieb noch lange sein höchstes Ziel; und wäre es nach ihm gegangen, so wären Elsaß-Lothringen heute preußische Provinzen. Man mag darin doch noch eine Unterschätzung der „Wirklichkeit der Dinge", der historischen Berechtigung und Bedeutung der kleinen deutschen Staaten sehen, die wir heute willig als die Säulen unseres Reiches anerkennen. Aber wer so urtheilt, läuft wiederum Gefahr, die Kraft jenes Willens zu unterschätzen, der mit der Stärke persönlicher Leidenschaft die Einheit wollte und nichts als die Einheit, und ohne dessen Ansturm die partikularen Gewalten gewiß niemals sich der Idee des Reiches unterworfen haben würden.

Doch kann es nicht meine Aufgabe sein, etwa politische Irrthümer zu korrigiren oder auch nur die Wandlungen klar zu legen, welche Treitschke in den Einzelfragen der deutschen Politik durchgemacht hat, gleichwie sich alle unsere Parteien und Politiker unter dem Druck der nationalen Entwickelung gewandelt haben. Genug, wenn wir den Pol erkannten, nach dem er in allem Sturm und Wechsel der Zeiten unverwandt geblickt hat.

Wie zu den historischen Studien überhaupt, so ist er auch zu ihren Stoffen durch sein politisches Glaubensbekenntniß geführt worden. In der groß angelegten Studie über den Bonapartismus kam es ihm darauf an, die Staatsform aufzudecken, die den Willen der Nation, den sie zu vertreten vorgab, mit heuchlerischem Despotismus hintergehe und so das Beste in ihr tödte; und im Gegensatz dazu gewann ihn Cavours sonnige Gestalt als des Staatsmannes, der seinem Volke die Erfüllung seiner Träume, Einheit und Selbstbestimmung gebracht hatte. Und so zog ihn naturgemäß in unserer Vergangenheit vor Allem der Staat an, der die Macht hatte, um die kleinen Höfe unter sich zu beugen, und ihm durch seinen Charakter wie seine Geschichte bestimmt schien, zum deutschen Staate auszuwachsen. Vor 30 Jahren hat er bereits die Aufgabe bezeichnet, die er in seiner deutschen Geschichte gelöst hat. „Der nachhaltige Prozeß der Verschmelzung grundverschiedener Provinzen zu einem Staate", so schreibt er, „die segensreiche Einwirkung, welche die Verwaltungsgrundsätze und das Heerwesen Preußens schon damals auf das übrige Deutschland ausübten, haben ihren kundigen Geschichtsschreiber noch nicht gefunden." Einen der ödesten und reizlosesten Abschnitte der preußischen Geschichte nannte er da-

mals das letzte Vierteljahrhundert Friedrich Wilhelms III. Nun wir wissen, welche Fülle von Licht und welchen Reichthum an Farben er über diese Werdezeit unseres Staates ausgebreitet hat.

Und die eine Grundfarbe trägt auch die Form seiner Werke. Von ihr zeugt die unvergängliche Pracht solcher Gemälde wie der Ausbruch des Befreiungskrieges und die Schlacht bei Belle-Alliance, bei denen uns zu Muthe wird, als hörten wir die schmetternden Hörner der freiwilligen Jäger und das brausende Vive l'Empereur der französischen Garden. Durch jedes Urtheil, jede Schilderung zieht sich der mächtige Ton, in dem sich alle Harmonien dieser reichen Seele zusammen finden. Und wie hallt er wieder in dem edlen Pathos seiner Rede! Sie Alle, Commilitonen, standen unter der Wucht seines Wortes und haben es an sich erfahren, daß der Entschlafene, weil er die Einigung der Nation erstritten und erlebt hatte, sie schildern konnte wie kein Zweiter. Der größte Redner des Jahrhunderts, hatte er doch so gar nichts an sich von einem Rhetor. Vielmehr in freier Rede packte er uns stets am stärksten. Dann brach, was ihm im tiefen Herzen lebte, strömend ans Licht: Liebe und Haß, Zorn, Satire und Hohn gegen die Gegner, und jenen kernigen, köstlichen Humor schüttete er vor uns aus, und in jedem Worte fühlten wir, daß hier ein in sich geschlossener, unabhängiger und in jeder Faser wahrhafter Mann zu uns sprach.

Man versteht nur was man liebt, so hat er selbst bekannt. Und sicherlich hat er niemals besser aufgefaßt und packender geschildert, als wenn es Charakteren galt, die seinen vaterländischen Stolz und seine freie Männlichkeit besaßen. Das zog ihn zu Milton hin und zu Byron, wie fremd ihm sonst das enge Puritanerthum des einen und die geniale Zerrissenheit des anderen Sohnes des eben nicht von ihm geliebten Albions sein mochten. Denn Beiden blieb auch in der Verstoßung und Verbannung ihr Volk das erste der Erde. Und darum haßte er die Heine und die Börne, die ihren Witz übten an ihrem Lande.

Gleichwie der Dichter in die Bilder seiner Phantasie etwas von dem eigenen Sinn und Wesen zu legen pflegt, so haben auch die Lieblingsgestalten Treitschkes in seiner Darstellung einen Hauch seines Wesens empfangen. Wer erkennt nicht in der „lichten und freien Mannheit" seines Lessings die ihm eigene Wucht und Klarheit oder im Pufendorf seine protestantisch-brandenburgische Staatsauffassung wieder! In jeder Zeile fast hat er sich selbst gezeichnet, wenn er den Historiographen des großen Kurfürsten also schildert:



„Erst die Gegenwart urtheilt gerechter. Sie blickt zurück auf Jahrzehnte voll aufreibender Kämpfe, und die mächtige Gestalt des alten Streiters rückt ihrem menschlichen Verständniß näher: wie er so trotzig hereinbricht in unsere schlaffe Zeit, keines Mannes Schüler, ganz auf sich selbst ruhend, und doch im Ganzen lebend, stets zur rechten Stunde mit dem rechten Worte bereit; wie er sich durchschlägt durch eine Welt von Feinden und jederzeit Recht behält; und immer wenn der Adler auffliegt und seine Schwingen im Lichte badet, dann flattern und krächzen die Raben; und dazu jener erschütternde Kampf mit der trotz Alledem geliebten Heimath.“ Und doch darf man sagen, daß diese Essays volle Porträtähnlichkeit bieten: jene Männer waren ihm verwandt.

Gott hatte ihn mit Plagen geschlagen wie Hiob. Er trug das Schwerste was ein Menschenherz treffen kann. Von Jugend auf lastete auf ihm das körperliche Gebrechen, das den Knaben in der Krankheit überfallen hatte und nun dieser stürmischen nach Leben und Schönheit dürstenden Seele „unsichtbar und hinkend folgte, ein höhnischer Geselle.“ Erschütternderes ist in unserer Sprache nicht gedichtet worden als seine „Krankenträume,“ darin er uns uns unnennbare Qualen geschildert hat.

Da stehst du vor mir, Zimmer traut bekannt,
Der Knabenkämpfe laute Schlachtenstätte!
Lichtstrahlen spielen an der gelben Wand.
Ich liege krank im engen Kinderbette:
Zur Ecke ward der kleine Tisch gerückt,
Der Säbel ruht, mein klirrender Begleiter;
Mein hölzern Rößlein starren Auges blickt
Wie fragend nach dem lang' entbehrten Reiter
Die Eltern stehn um einen fremden Mann —
Ich wundre mich was sie so leise sprechen . . .

Vom Fieber befreit zieht er hinaus, zu der Bank, da er zu rasten pflegte, dem Baum, da er der Vogelbrut

Sehnsüchtig Zwitschern in dem Nest belauschet.
Warum wohl heut das süße Tönen ruht?
Ist denn der Erde Fröhlichkeit verrauschet?
Die Mägde schaffen noch wie sonst im Feld.
Was singen sie nicht mehr die frohe Weise?
Im Winterschlafe liegt die Sommerwelt.
Nein, horch, jetzt tönt es — ach wie matt und leise!
Von fern, ein Fremdling kam mir jeder Ton:
Da ward mir angst, ich floh nach Haus zurücke,
Bis mich der Vater rief: Mein armer Sohn!
Und mir erzählte von des Fiebers Tücke . . .

Und nun malt er weiter aus, wie ihn das wachsende Leiden mehr und mehr absperrt von dem sangesfrohen Chor der Freunde, dem süßen Wort der Liebe, immer schwerer legt sich die Fessel um ihn, und erdrückt vom Gram hadert er mit seinem Gotte:

> Was hast du nicht mit deinem Donnerstrahle —
> Du bist ja reich an Schrecken — mich erschlagen?
> O du bist hart! Ich soll die alte Qual,
> Ein Sklave seine Fessel, ewig tragen!

Bis er sich emporrafft zum Kampfe des Lebens, — denn kampfeswürdig ist des Lebens Schöne!

> Und du, du willst vergehn in deinem Schmerz?
> Du nahst der Welt mit einer Welt voll Liebe:
> — Dein Zauber ist das muthig freie Herz —
> Wär's möglich, daß sie dir verschlossen bliebe?
> Nein, hören wirst du, was nicht Einer hört,
> Im Menschenbusen die geheimsten Töne:
> Verstehen wirst du, was den Blick verstört
> Und was die Wangen färbt mit heller Schöne.
> Und schaffen sollst du, wie der Beste schafft:
> Des Muthes Flammentröstung sollst du singen,
> In kranke Herzen singen junge Kraft
> Den Duldern, die mit dunkeln Mächten ringen.
> Vor hellen Augen hellet sich die Nacht;
> Kein Leid, das nicht die Tröstung in sich trüge,
> Auf jedes Trittes Spur die Freude lacht —
> O wie sie strahlet: — all dein Gram ist Lüge! —

Im Anblick dieser Kämpfe und dieses Sieges verstehen wir erst die strahlende Kraft, die von seinem Wesen ausging, die Reinheit der Leidenschaft, die ihn durchglühte, die Liebe und Güte, die der warme Glanz seines Auges widerspiegelte. So lernte er den Tiefsinn des evangelischen Wortes, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, zu seinem und des Vaterlandes Glück verstehen, und das Wort seines Lieblinges, Herrn Walthers von der Vogelweide: „Niemand taugt ohne Freude“ — und so die Albernheit der pessimistischen Weltanschauung verachten.

Und wie hat er es nun gelernt, die Schönheit dieser Welt mit seinem Auge aufzufassen und zu schildern! Niemand kannte das deutsche Land besser als dieser unermüdliche Reisende; jede Stadt, jede Landschaft war ihm vertraut, und eine jede vermochte er in ihrer besonderen Schönheit und in ihrer historischen Eigenart aufzufassen. Von den Wällen Schlettstadts, „am frischen Morgen, wenn die Fetzen der Nebel noch an den Felskegeln hangen“,

schweift sein Blick über das Elsaß: „Droben auf dem Gebirg der dunkle Tann, den das entwaldete wälsche Land kaum kennt; weiter niederwärts jene hellen Kästenwälder, die Niemand mehr missen mag, wenn er einmal heimisch ward am Rheine; am Abhang die Rebgärten und drunten jene schwellende duftige Ebene, die dem alten Goethe noch in der Erinnerung überschwängliche Worte des Preises für sein ‚herrliches Elsaß' entlockte." Wie ein Holzschnitt von der Hand seines Landmannes, des trefflichen Ludwig Richter, muthet uns in dem Essay über Uhland das Bild des altväterischen Tübingen an, mit des Dichters Hause, „nahe der Neckarbrücke am Abhange des Osterberges, dessen schön geschwungene Formen der aus Italien heimkehrende Tübinger Philolog mit dem Vesuv zu vergleichen liebt. Dort sah er Jahr für Jahr jene denkwürdigen Ereignisse an sich vorübergehen, welche die Ruhe dieses akademischen Flachsfelfingen unterbrechen. Immer wieder zogen der Pauperpraefekt und die Armenschüler in ihren großen Hüten singend durch die winkeligen rinnsalreichen Gassen, das Vieh ward in den Neckar zur Schwemme getrieben, die Stadtzinkenisten bliesen ihren Choral vom Thurme, und — das Wichtigste von Allem — die berufenen Flösser, die Jockele's, führten das Holz des Schwarzwaldes thalwärts und wechselten mit den alten Erbfeinden, den Studenten, homerische Schimpfreden."

Auf allen seinen Landschaftsbildern ruht doch wieder der vaterländische Hauch. Wie jauchzt er auf, als er an der friesischen Küste auf ein Wirthshaus stößt, ganz schwarz und weiß vom Dache bis zum Erdboden angestrichen, auf dem Schilde die Inschrift „zum schwarzen Adler"; und in jedem ostfriesischen Bauernhofe dann die Bilder vom alten Fritz und Erinnerungen an die preußische Herrschaft.

Auch ein Schimmer von Romantik liegt wohl auf seinen Schilderungen, dem Geiste der Epoche entsprechend, in der er aufwuchs. Aber nichts von der Traumseligkeit der katholisirenden Richtung, wie sie so viele geistvolle Männer seiner Jugendzeit berückt hat. Solche weibischen Naturen wie Friedrich Schlegel und Adam Müller sind ihm stets zuwider gewesen. Auch darin lebte in ihm Dahlmanns Geist. Er wandte sich gegen jeden Versuch, eine durch die ernste Geistesarbeit dreier Jahrhunderte überwundene Weltanschauung wieder zu beleben. Mit voller Ehrlichkeit nahm er das Geschick der Nation, in der höchsten aller Fragen zwiespältig zu sein, als eine historische Nothwendigkeit hin, der sich ein

Jeder beugen müsse, so gerne er auch sein Volk ganz protestantisch gesehen hätte. Ja er konnte wohl gar an den Segen dieses Zwiespalts glauben, da aus der vom Staate erzwungenen Duldung allmählich die Gewohnheit, und endlich die Ueberzeugung der Duldsamkeit erwachsen sei. Lebte er doch selbst gleich seinem Lehrer in einer gemischten Ehe. Aber niemals hat er den Zusammenhang unseres Staates mit der Gedankenwelt des 16. Jahrhunderts vergessen oder „das eigenste Werk des deutschen Geistes, die Reformation“ verleugnet. Und in den Kern Lutherscher Ideen trifft das Wort, das er in dem Kampf mit dem Kathedersozialismus einem liberalen Katholiken, der von der römischen Kirche als „der Kirche“ schlechthin gesprochen hatte, entgegentrat: „Eine solche Weltanschauung ist ultramontan, gleichviel ob ihr Bekenner sich persönlich zum Materialismus, zum Rationalismus oder zu irgend welcher anderen Ueberzeugung halte; denn das unterscheidet die ultramontane Richtung von der Innerlichkeit und Freiheit des Protestantismus, daß sie nach dem persönlichen Glauben gar nicht fragt.“ Darin besaß Treitschke nun doch ein Angebinde seiner sächsischen Heimath und seines altprotestantischen Geschlechtes. Auf eine bestimmte Konfession war er so wenig jemals eingeschrieben wie auf eine politische Partei, aber daß die Sittlichkeit unabhängig sei vom Dogma, daß das Gebiet des Glaubens ein Gebiet absoluter Freiheit, und die Kultur der Gegenwart durch und durch weltlich sei, sind allerdings Glaubenssätze, an denen er unverbrüchlich festgehalten hat. Das goldene Zeitalter der Humanität hat er jeder Zeit warm im Herzen getragen, und jedem Versuch, uns die Schätze geistiger Freiheit zu rauben, sich mit voller Entschiedenheit entgegengeworfen. Das schuf in ihm auch die herzliche Sympathie für prometheische Geister wie Lord Byron, sowie es der Grund seiner Liebe war für alle Helden und Denker, die uns die Bahnen protestantischer Freiheit gebrochen haben. Er kannte sehr wohl das Schicksal der Ideen, daß sie von der Gesellschaft aufgegriffen und als ihr Eigenthum behandelt, in den Kampf der Parteien, in das Gewirr irdischer Interessen hineingezerrt und verwandelt werden. „Darum soll“, so sagt er in seinem Selbstbekenntniß, in der Schrift über die Freiheit, „wer heute die Kraft in sich fühlt, emporzuragen über den Durchschnitt der Menschen, seine Seele frei halten von dem unmännlichen Gefühle der Verbitterung und Verkennung und sich fest stützen auf den freudigen Glauben edler Geister, auf die Unsterblichkeit nicht des Namens, sondern



der Idee." Er mochte wohl auch an sich denken, als er im Andenken an Pufendorf, dessen markige Gestalt er selbst erst recht eigentlich aus dem Schutte der Jahrhunderte ausgegraben hat, das Loos aller politischen Kämpfer mit den Versen bezeichnete:

> Denn es werden einst Geschlechter,
> Die auf unsern Siegen stehn,
> Ungerührt im wunden Fechter
> Nur ein prächtig Schauspiel sehn.

Nun, Commilitonen, Sie und wir Alle, die wir hier versammelt sind, werden unseres Heinrichs von Treitschke nicht vergessen. Und wir geloben es uns, daß wir seinen freien Glauben an das Vaterland, den er auch in dem politischen Wirrsal der letzten Jahre nicht verloren hat, daß wir diese frohe Zuversicht auf die Ewigkeit unserer Nation im treuen Herzen bewahren werden. Möge solche Gesinnung als sein theuerstes Vermächtniß für alle Zeit seinem Volke erhalten bleiben! Dann wird sein Name auf dem Schilde Germanias, deren stolze und keusche Züge seine Muse trägt, neben den Besten seiner großen Zeit durch die Jahrhunderte hin glänzen, und Generationen werden in dankbarem Gedächtniß an den Propheten der deutschen Einheit mit frommer Zuversicht das Bekenntniß seiner Jugend wiederholen:

Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verließ.



Soeben erscheint im Verlage von Hermann Walther, Berlin W.:

er Kampf um die neue Kunst.

Von

Carl Neumann

Privatdozenten der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg.

Inhalt:

I. Kunst und Publikum.
II. Die geschichtliche Bildung und die Kunst.
III. Kunst und Naturwissenschaft.
IV. Die Vorherrschaft der Landschaftsmalerei.
V. Die gegenwärtige Lage.
VI. Christian Rauch.
VII. Anselm Feuerbach.
VIII. Von moderner Malerei.
IX. Arnold Böcklin.

17 Bogen stark in 8° auf Büttenpapier.

Preis: modern broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.75

Dieses Buch bereichert die auf diesem Gebiete nicht eben spärliche Litteratur um eine

Psychologie der modernen Kunst

wie sie in solcher Geschlossenheit des Urtheils, in solcher Universalität und Tiefgründigkeit der Forschung, in solcher Feinheit des ästhetischen Blicks der deutsche Büchermarkt noch kaum besessen.

Dem Verfasser ist die Gabe verliehen, den feinsten Gefühlsreizungen, zu welchen die Meisterwerke der bildenden Kunst die Phantasie erregen, Worte zu leihen und das, was Tausende vor ihm dunkel empfunden, in ein Sprachgewand zu kleiden, dessen schöner Schwung nicht minder wie feine Durchsichtigkeit mit Begeisterung erfüllen. So selbstverständlich es dem Verfasser erscheint, daß die Kunst, weil sie ein Können ist, nicht mit geringschätzigem Blick auf die Technik herabsehen darf, so stark betont er andererseits, daß nicht in dem glatten und platten Abphotographiren der Wirklichkeit, sondern in der Tiefe der Anregung, dem seelischen Gehalt, welchen ein Bildwerk ausströmt, dessen höchster Werth zu finden ist.

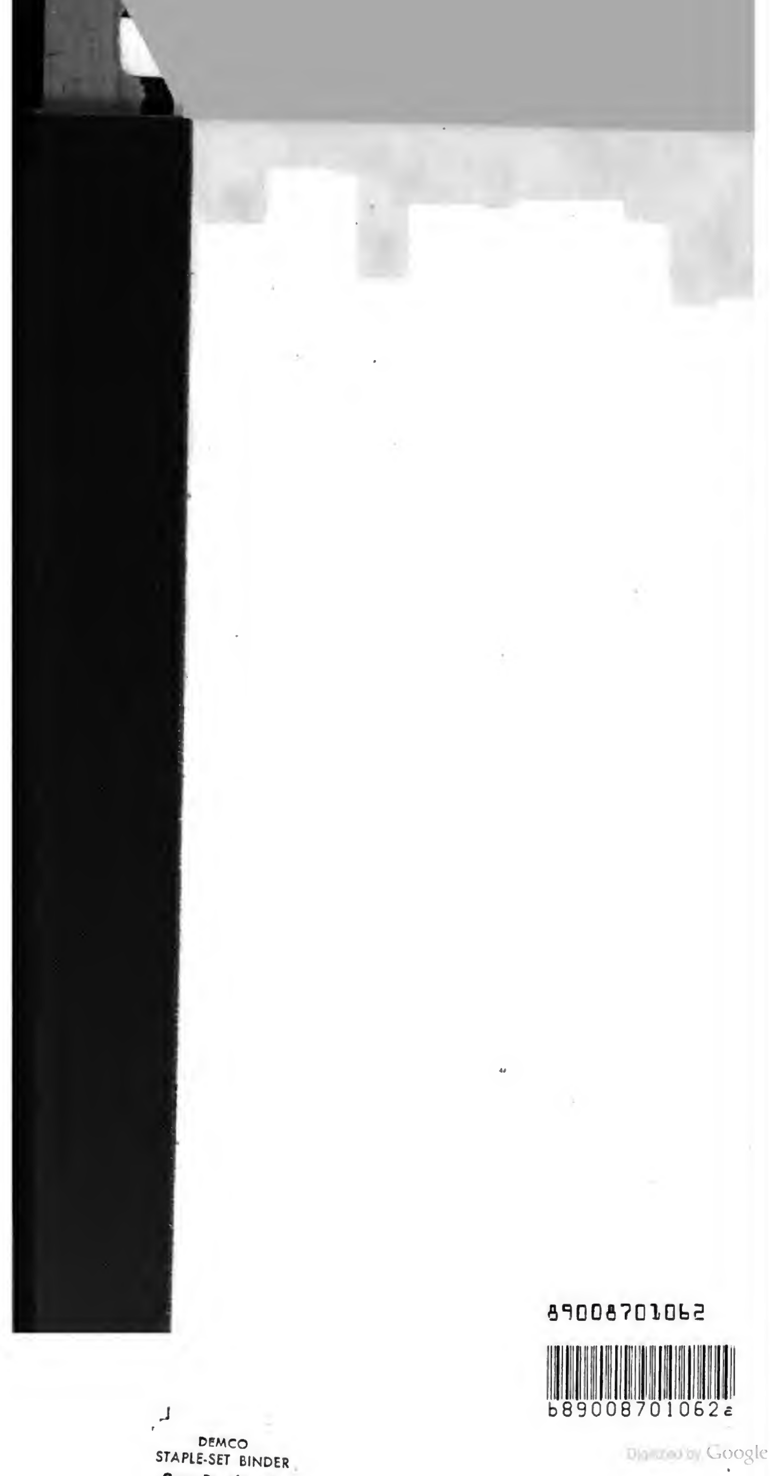
Sein Buch bietet deshalb allen denen, die in dem heute hart entbrannten

„Kampf um die neue Kunst“

nicht einseitig Partei ergreifen wollen, die auf die Frage Form oder Inhalt mit einem energischen Form und Inhalt antworten, eine Waffe von allbezwingender Gewalt.

Die fünf ersten Essays sind als ein Cyklus von Vorlesungen im vorigen Winter im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main vorgetragen worden und haben das lebhafteste Interesse erregt.

J. S. Preuß, W., Berlin Leipzigerstr. 31/32.



89008701062
b89008701062a
DEMCO
STAPLE-SET BINDER
Gray Pressboard